

Carmen Unterholzer

Wer Schwestern hat, ist besser dran

Schwester – beste Freundinnen oder größte Feindinnen? Viele fiktionale Entwürfe leben von Schwarz-Weiß-Zeichnungen und prägen unser Bild von weiblichen Geschwistern wesentlich. Schwestern mit ihren Gegensätzen und ihren unterschiedlichen Schicksalen beleben Kunst und Literatur von der Antike bis in die Gegenwart. Als fleißige Goldmarie und faule Pechmarie, als geopferte Iphigenie und rächende Elektra, als geniale, kranke Hilary du Pré und bodenständige, starke Jackie beleben sie Märchen, Mythologie und Medien. Was die Kunst bewegt, hält in der Wissenschaft jedoch einen Dauerschlaf. Als Corinna Onnen-Isemann, Soziologin und Genderforscherin an der Universität Regensburg, mit der Literaturwissenschaftlerin Gertrud Rösch vor zwei Jahren eine interdisziplinäre Tagung über Schwestern ausrichtete, gelangten beide zur Erkenntnis: Schwestern sind nahezu ein weißer Fleck in der Forschungslandschaft.

Nur in den 70er und 80er Jahren, in der „Hochzeit“ der Frauenbewegung, interessierten sich Forscherinnen intensiv für Schwestern. 1979 untersuchte die Journalistin und Sachbuchautorin Elizabeth Fishel die Beziehungen zwischen Schwestern und legte mit *Sisters. Love and rivalry inside the family and beyond* erste Ergebnisse vor. Fishel befragte 50 Schwestern, wertete umfangreiche Fragebögen von Schwestern zwischen 18 und 82 aus. Sie entwarf – in Anlehnung an die Arbeiten der Geschwisterforscher Walter Toman und Lucille Forer aus den 60er und 70er Jahren – Typologien, die sich an der Geburtenfolge orientierten. Die ältesten Schwestern, so stellte Fishel fest, sind erfolgreicher als die nachfolgenden, und sie übernehmen häufig Mutterfunktionen. Mit zwei berühmten Beispielen untermauert sie ihre These: Simone de Beauvoir und Margaret Mead, beide Erstgeborene mit jüngeren Schwestern, betonen in ihren Autobiografien (*Memoiren einer Tochter aus gutem Hause* und *Blackberry Win-*



ter) ihre Funktion als Ersatzmutter. Die Fürsorge für die jüngeren Schwestern war entscheidendes Moment für ihre Entwicklung. Die mittlere hat den Vorteil, so Fishel, ausgeglichener zu sein als die unter großem Druck stehende älteste. Viele mittlere Schwestern sind gute Vermittlerinnen, wie Kate Millett – Schlüsselfigur der neuen amerikanischen Frauenbewegung der 70er Jahre. Die jüngsten Schwestern hingegen pendeln zwischen dem Bevorzugt- und dem Benachteiligtwerden. „Die älteste Schwester verzeichnet stolz und kometenhaft Erfolg, während sie innerlich immer noch danach verlangt, umsorgt zu werden. Die mittlere Schwester hingegen laviert geschickt zwischen den Extremen, während sie den Schwestern bitter verargt, dass sie sie von beiden Seiten einkeilen“, so fasst Fishel ihre Ergebnisse zusammen. Sie verweist aber auch auf die Brüchigkeit dieses Musters. Rivalität und Solidarität, Feindschaft und Freund-

schaft würden sich je nach Lebenszyklen und kritischen Ereignissen abwechseln.

Peter Kaiser, Professor für klinische Psychologie und Psychotherapeut in Osnabrück und Oldenburg, beurteilt die Ergebnisse der frühen „Schwesternforscherinnen“ kritisch. Nicht die formale Geschwisterposition sei relevant, sondern die psychologische. „Fragen, ob ein Kind erwünscht war, ob die Eltern mit dem Geschlecht des Kindes einverstanden waren oder wie groß der Altersunterschied zum vorhergehenden ist, sind viel bedeutsamer als jene, ob eine Schwester Erst- oder Zweitgeborene ist.“ In seiner Arbeit „Schwestern im familialen Systemkontext“ geht er deshalb der Frage nach, wie familiäre und soziale Systeme schwesterliche Beziehungen beeinflussen. Antworten findet er in der familienpsychologischen Forschung und in klinischen Erfahrungen. Er setzt – in Ergänzung zu den raren quantitativen Daten – auf qualitative Verfahren wie die Analyse von Familiensystemen, die in therapeutischen Gesprächen mit Angehörigen erarbeitet werden. In Genogrammen, einer Art Familienstammbäumen, hält er dabei wichtige Fakten aus dem Leben der Familie eines Klienten grafisch fest.

Aus diesen Familienanalysen und aus weiteren Ergebnissen der Geschwisterforschung leitet Peter Kaiser verallgemeinerbare Aussagen ab. So hält er fest, dass Schwestern bei der Vermittlung von Werten und Normen eine wichtige Rolle spielen. Er weist auf Studien hin, die zeigen, dass die moralische Entwicklung von Kindern zwischen sieben und 15 dann am günstigsten verläuft, wenn sie eine vier Jahre ältere Schwester haben. Ältere weibliche Geschwister reagieren auf ihre jüngeren Geschwister einfühlsam, sie leiten sie gut an, setzen ihnen gezielt und sinnvoll Grenzen.

Wer eine ältere Schwester hat, hat nicht nur bessere Chancen, ein „Gewissen“ zu entwickeln, er lernt auch besser. Ein geringerer Altersabstand zwischen Schwestern steigert die Intimität, er lässt mehr Gleichheit zu, geht jedoch auf Kosten des Lerngewinns. Ältere Schwestern schwächen auch negative Einflüsse unsensibler Eltern ab. Die Beziehungsqualität zwischen Geschwistern, ihre emotionale Verbundenheit ist höher, wenn Geschwister Schwestern haben. Peter Kaisers Fazit: Ältere Schwestern übernehmen bereits im Kindergartenalter erfolgreich Mentorinnenfunktionen. Im späteren Leben bleiben Schwestern einander oft stark verbunden. „Die positiven Effekte von schwesterlichen Beziehungen hängen allem Anschein nach mit einem höheren, vor allem emotionalen Unterstützungspotenzial zusam-

men, das von Schwestern ausgeht“, interpretiert der Familientherapeut.

Der Geschwisterforscher Hartmut Kasten stellt in seinen Arbeiten ebenfalls fest, dass für das persönliche Wohlbefinden Schwestern wichtiger sind als Brüder. Positive Schwesternbeziehungen tragen dazu bei, dass bei älteren Menschen seltener Depressionen oder psychosomatische Erkrankungen auftreten.

Auch Elisabeth Schlemmer von der Pädagogischen Hochschule Weingarten hat einen geschlechtsspezifischen Blick auf die Geschwisterforschung geworfen. Sie hat unter-

Schwestern vermitteln Werte und Normen, sind einfühlsam und unterstützend

sucht, wie Kinder die Geburt eines Geschwisters erleben, und gefragt: „Reagieren Mädchen wie Jungen gleichermaßen darauf, oder unterscheiden sie sich?“ Die Daten ihrer Studie, die auf der umfangreichen Bamberger Längsschnittstudie basieren, zeigen – neben Alterseffekten – deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede. Mädchen – so die Wahrnehmung der Eltern – reagieren auf die Geburt einer Schwester oder eines Bruders emotional stabiler als Jungen, ihr Familiensinn wird angeregt und ihre schulische Motivation gestärkt. Die hauptsächlich im Vorschulalter aufkommende Eifersucht und Rivalität bewältigen sie besser. Mädchen freuen sich häufiger auf das Geschwisterkind, sie übernehmen die Mutterrolle, behüten und sorgen für jüngere Geschwister. Elisabeth Schlemmer: „Mädchen mit Geschwistern zeichnen sich durch hohe Selbständigkeit und durch ein sich positiv entwickelndes Selbstwertgefühl aus.“

Literatur

Elisabeth Fishel: *Sisters. Love and rivalry inside the family and beyond*. Morrow, New York 1979

Hartmut Kasten: *Geschwister. Vorbilder, Rivalen, Vertraute*. Ernst Reinhardt Verlag, München, Basel 2003

Corinna Onnen-Isemann, Gertrud M. Rösch (Hg.): *Schwestern. Dynamik und Repräsentation einer lebenslangen Beziehung*. Erscheint 2005 im Campus-Verlag, Frankfurt/Main

Peter Kaiser: *Schwestern im familialen Systemkontext*. In: Corinna Onnen-Isemann, Gertrud M. Rösch (Hg.): *Schwestern*, a. a. O.

Elisabeth Schlemmer: *Wie erleben Schwestern die Geburt eines Geschwisters? Zur Entwicklung sozioemotionaler Kompetenz und zum Leistungsverhalten aus Elternsicht*. In: Corinna Onnen-Isemann, Gertrud M. Rösch (Hg.): *Schwestern*, a. a. O.